

geschichtliches Dokument dar, als mehrere der Beiträge das Bemühen reflektieren, aus den Notwendigkeiten, die aus den angesichts der Corona-Pandemie verordneten Restriktionen resultierten, innovative Lösungen und Konzepte für den akademischen Unterricht zu entwickeln. Für deutsche Leser ist interessant zu sehen, wie in einem differenten akademischen und kulturellen Umfeld mit diesen Herausforderungen umgegangen wird.

Den Titel „Wendezeiten“ hätte man unkommentiert verwenden können, und dem Band wäre Aufmerksamkeit sicher gewesen. In dem Augenblick, da sich die Herausgeberinnen bemüht fühlen, den Begriff auf die Definition des Dudens herunterzubrechen, öffnen sie den Raum für eine überflüssige Diskussion um die Bewertung der Begrifflichkeit, auf die hier indes nicht explizit eingegangen werden soll (s. aber unten). Zuweilen stolpert der Sprachfetischist über Details – der Ausdruck „Nun gilt es, ...“ regiert im Deutschen eher den Infinitiv und nicht einen „dass ...“-Nebensatz; das ist die syntaktische Konstruktion in der bulgarischen Sprache. Auch an manch anderer Stelle hätte ein perfektes Lektorat geholfen, für das der Rezensent hätte gewonnen werden wollen.

Die Beiträge sind insgesamt vier Sektionen zugeordnet. Erwartungsgemäß nimmt die Sektion „Literatur und Kultur“ den größten Raum ein. Den Auftakt bildet der Beitrag von M. Razbojnikova-Frateva, St.Kliment-Ohridski-Universität Sofia, „Die technologischen Wenden und die Folgen: Das 19. Jahrhundert in Theodor Fontanes Roman *Cécile*“. Nun ist Fontane als Verfasser von realistischen, dialogfokussierten Romanen bekannt, in denen er die Brüche der Gesellschaft im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts und insbesondere die Folgen von Standeshierarchie und Sittencodices kritisch thematisiert. Die Autorin widmet sich indessen der Reflektion der technischen Moderne in Fontanes Roman. Sie stellt zuerst allgemein die Effekte technischer Entwicklungen im Bereich des Verkehrswesens oder neuer Bildmedien auf das Weltverstehen dar, wobei diese Prozesse im Verständnis des Rezensenten doch wohl eher als Kontinuum denn als disruptiv zu sehen sind (zwar fuhr der „Adler“ 1835 zwischen Nürnberg und Fürth 35 km/h schnell, aber Napoleon brauchte für die 2200 km von Smorgoni nach Paris 1812 auch nur 13 Tage), und das Problem besteht aus Sicht des Rezensenten in dem Aufeinandertreffen von technischer Dynamik und sozialer Starrheit (inwieweit diese eine Immunisierungsstrategie reflektierte, bliebe zu untersuchen). Aber der Autorin gelingt es an zahlreichen Einzelbeispielen, die Implementierung neuer Berufs- und Lebensbilder in Fontanes Roman nachzuweisen.

„Umbrüche im Geschlechterkonzept ab dem 19. Jahrhundert am Beispiel von Robert Musils Essays und seinem Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*“ überschreibt V. Valkova, Hll.-Kyrill-und-Method-Universität Veliko Tarnovo, ihren Aufsatz, in dem sie, dem Zeitgeist huldigend, aus „gendertheoretischer Sicht“ dekonstruktivistische, gar feministische Ideen in Musils Schriften offenlegen zu können meint. Im Rahmen einer historischen Einleitung zur Wandlung des Geschlechter-

konzepts seit der Romantik konstatiert die Autorin korrekt die Etablierung einer Gleichwertigkeit des Weiblichen gegenüber dem Männlichen zum Ende des 18. Jahrhunderts (als Grundlegung der Autonomie der Frau um 1900 herum, wie sie sich insbesondere im Bereich der Naturwissenschaften herauskristallisiert), alsdann den „Rückschritt“ in der wilhelminischen Epoche, schließlich die philosophischen, literarischen und psychologischen Aspekte des Androgynen im Sinne eines der Vervollkommnung verpflichteten Humanitätsanspruchs. Tabellarisch werden auf dieser Grundlage Charakteristika und Archetypen in Musils Frauen- und Männergestalten herausgearbeitet. Die Emanzipation der Frau soll dabei nach Musil in ihrer Befreiung von imaginierten Männeridealen bestehen, wobei Weiblichkeit und Männlichkeit als Konstrukte entlarvt werden. Die Problematik dieses Beitrags besteht primär darin, dass Musils Darstellungen von einer dem ausgehenden 20. Jahrhundert immanenten Ideologie überwölbt werden.

In der Literaturgeschichte weiter vorschreitend (was im weiteren Verlauf der Sektion konsequent verfolgt wird), ordnet B. Minkov, Theater- und Filmakademie Krastyo Sarafov Sofia, „Krisenerfahrung in Erich Kästners Roman *Fabian* (1931)“ unter dem Gegensatzpaar Be- vs. Entschleunigung – das Leben als „Gesang zwischen den Stühlen“ – neu ein. Der Beitrag des Autors oszilliert etwas unsystematisch zwischen einer Darstellung der Entstehungsgeschichte (im Original „Der Gang vor die Hunde“, später die Selbstzensur, erst 2013 die Rekonstruktion durch S. Hanuschek; die bulgarische Erstausgabe von 1962 unter V. Musakov ist ein *mixtum compositum*) und seinen Interpretationen, die um die Kernbegriffe Desorientierung, Schaffung von Indifferenz, Gegenwartsverwirrung, Orts- und Zeitränder oder den Verlust von Wirklichkeitsgefühl kreisen.

Inwieweit der Beitrag von M. Endreva, St. Kliment-Ohridski-Universität Sofia, „Selbstästhetisierung und Selbstvermarktung in John von Düffels Roman *Ego*“ unter dem Thema Wendezeiten zu subsummieren sei, bleibt das Geheimnis der Herausgeberinnen. Es handelt sich um einen eher konventionellen Beitrag, wobei es hilfreich gewesen wäre, wenn die Autorin eine *vita* des einem breiterem Publikum nicht unbedingt bekannten Verfassers vorangestellt hätte. Es handelt sich um einen wohl autoreflexiven Roman, der um das Thema der Ästhetisierung und Ökonomisierung von Körperlichkeit geht. Unterschwellig scheint das Problem einer sinnstiftenden Lebenstätigkeit auf, vielleicht wirklich ein Thema unserer Zeit, aber eine tiefere kunsttheoretische Durchdringung von allgemeiner Negativität vs. Positivität wird vermisst, und ob der Neoliberalismus eine Ideologie darstellt, ist zumindest diskussionsbedürftig.

Auch der Aufsatz „Das Scheitern an der Gegenwartsbewältigung. Betrachtungen zum Roman *Malé* von Roman Ehrlich“ von V. Vicheva, Bulgarische Akademie der Wissenschaften Sofia, hätte von einer *vita* des Romanverfassers profitiert, doch immerhin wird der Titel für geographisch und touristisch Unbewanderte als Hauptstadt der Malediven identifiziert. Die Autorin muss zunächst auf alternative

Konzepte einer Zukunftsbewältigung zurückgreifen: Zukunftssicherung einer Gesellschaft durch vergangenheitsorientierte Selbstverwandlung eben dieser Gesellschaft vs. einer aus der Zukunft zurückgedachten Überwindung von Indifferenz, Werteverfall und individueller Verinselung. Die Autorin strukturiert sehr klar das Phänomen der Intention, „ein Versteck vor dem Rest der Welt zu suchen“ – ein in der Weltliteratur häufig verwendeter topos – und sie problematisiert das Phänomen der Fragmentarität in diesem Roman, der das altbekannte literarische Instrument einer Verlagerung von Handlung in die Zukunft zur Sichtbarmachung von Gegenwartsproblemen benutzt. Dem Romanverfasser wie auch der Autorin scheint indes die naturwissenschaftlich definierte Identität des Chaosbegriffs und der fehlenden Prognostizierbarkeit von Ereignissen nicht bewusst geworden zu sein, wiewohl dies nicht im Widerspruch zur These von Zukunft als offenem „Horizont von Möglichkeiten“ steht. Hier wäre eine stringendere theoretische Durchdringung des Stoffs – Frage: Gibt es eine absolute Gegenwart? – gewünscht gewesen.

Aber dann wird in dem Beitrag von R. Minkova, Plovdiver Universität „Paisij Hilendarski“, „Wider das Vergessen. Zur Wendeproblematik in Kurt Drawerts Roman *Dresden. Die zweite Zeit*“ doch wieder auf das Thema Wendezeiten rekurriert, wobei nicht unbeachtet bleibt, dass die Autorin ein Zitat aus eben diesem Roman dem Vorwort der Herausgeberinnen voranstellt. Sie erklärt zunächst, wie der Titel zu begreifen ist – der Verfasser emigrierte 1985 aus Dresden in die damalige Bundesrepublik, 2018 schrieb er diesen Roman als Stadtschreiber von Dresden: *Die zweite Zeit*. Die Analyse des Romans ist bemerkenswert vielschichtig, sie reicht von der psychologischen (die Radikalität der Selbstbefragung: Schmerz; Schuld und Verschweigen; narzisstische Eigenliebe als Humus von Hass) über soziologische (kulturelle Traumata; die Gleichzeitigkeit von Enthüllen und Verhüllen) bis zur historischen (Heimat und Heimatverlust) Dimension, wobei – die Bewertung sei einer bulgarischen Wissenschaftlerin nicht nachgetragen – die Disruption 1989 in der „alten BRD“ nicht weniger stark empfunden wurde als in der „alten DDR“. Die Autorin thematisiert das in der Romanliteratur bekannte Instrument der Überlagerung von Vergangenheit und Zukunft, meint aber, dass Drawert mit den Stilmitteln von Ironie und Grotteske gleichzeitig zur Distanzierung von den erlebten Traumata beitrage. Kleiner historiographischer Hinweis im Kontext: Die Kapitulation der Deutschen Wehrmacht wurde zwar am 7. Mai 1945 unterschrieben, trat aber erst am 8. Mai 1945 in Kraft. Solche Details sollten in einer wissenschaftlichen Publikation korrekt dargestellt werden.

N. Burneva (Burgas, zugleich Vorsitzende des Bulgarischen Germanistenverbands) schreibt über „Wendezeit(en) in kulturellen Randgebieten: Unerschöpflich, facettenreich, immerwährend“. In ihrem zu tiefem Nachdenken motivierenden Beitrag unterzieht sie zunächst den Begriff der „Wende“ einer fundierten sprachlichen Analyse. Die Ambiguität des Begriffs, dem eine iterative und durative Dimension zugeschrieben werden, die Disruption zwischen institutionellen Brüchen und men-

taler Konstanz resultieren in einer “Ungleichzeitigkeit in derselben Zeit“ – sehr schön formuliert, da denkt man natürlich gleich an 100 Jahre Quantenphysik. Auf der Basis dieser Befunde widmet sie sich dann, nachdem Orpheus als Mythos, als Symbol und als Substituent dekonstruiert wird, einer Analyse des Buchs „Wo Orpheus begraben liegt“ von Iliya Troyanov mit dem Schwerpunkt auf den benutzten „Reisebildern“ (Fotos von Christian Muhrbeck) im Sinne einer postmodernen Mahnliteratur.

„Wendezeiten in medialer Inszenierung – Interviews mit Rumäniendeutschen“ betitelt M. Stübecke, Evangelischer Kirchenkreis Uckermark, seinen exzellent strukturierten und vielschichtigen Beitrag, in dem er die Methodik (besser Methodiken) der *Oral History* mit den Phänomenen von Traumatisierung verknüpft. In gewisser Weise schafft er in diesem Beitrag, der auf seiner Bachelor-Arbeit an der Universität Gießen fußt, den theoretischen Überbau zu dem von ihm selbst produzierten Interviewfilm „Erinnerungen und Entwicklungen in Siebenbürgen“ der Rumäniendeutschen in der Wendeperiode um 1989. Er zitiert sehr gründlich die entsprechende wissenschaftliche psychologische Literatur, thematisiert die Probleme des sog. autobiographischen Pakts, der subjektiven Erinnerung zur Herstellung von Identität und deren möglicher Fiktionalität. Er rekurriert auf die bekannten Arbeiten von Jean Piaget; und wenn er den Horizont noch weiter hätte spannen wollen, hätte auch Ronald D. Laing („Phänomenologie der Erfahrung“) einbezogen werden können, da die Erkenntnisse der Sozialphänomenologie zur Einordnung von Medienprodukten hilfreich scheinen. Ein kurzer Abriss der Geschichte der Siebenbürger Sachsen fehlt so wenig wie eine abschließende Bewertung von *Oral History*-Erzeugnissen als fiktionalem Genre.

Die zweite Sektion „Sprachwissenschaft“ umfasst drei Beiträge. Zunächst rai-sonniert D. Stantcheva, Amerikanische Universität Blagoevgrad, über „Sprachwandel im Zuge der Covid-19-Pandemie“. Die Autorin definiert zunächst, wie es sich gehört, die Begrifflichkeiten, um dann kontrastive Untersuchungen verschiedener Sprachenpaare vorzustellen. Dass die Verwendung von Anglizismen im Französischen beschränkt ist, verwundert angesichts der lobenswert restriktiven Sprachpolitik nicht, es ist schade, dass die Autorin – aber das hätte vielleicht die Intention ihres Beitrags gesprengt – das deutsche Prinzip der Wortzusammensetzung und das französische der Wortkreuzung nicht deutlicher herausarbeitet. Interessant ist der Absatz über den Vergleich des ukrainischen und des deutschen Sprachwandels; es ist erstaunlich, dass das Sprachenpaar Bulgarisch – Deutsch bislang weniger Aufmerksamkeit fand: Dem will der Beitrag abhelfen. Indes wird hier spezifiziert, was eigentlich allgemein bekannt ist, dass im Deutschen für ein Konnotat mehr synonyme Begriffe verfügbar sind als im Bulgarischen; Ausnahmen – jenseits von Corona – bestätigen die „Regel“. Dass im Deutschen viel mehr Anglizismen Einzug gehalten haben als im Bulgarischen, wundert nicht, wenn man sich das allgemeine Sprachbewusstsein vor Augen führt – aber das kann nicht Gegen-

stand einer sprachwissenschaftlichen, sondern kann nur Gegenstand einer psycholinguistischen Untersuchung sein. Hochinteressant ist der Ansatz, die Kreativität von Wortschöpfungen zu Affektbeladung und Traumata in singulären Kulturen in Beziehung zu setzen, woraus sich in letzter Konsequenz ein Einfluss von nationaler Pandemiepolitik auf Sprachentwicklung ergibt – aber so weit will die Autorin in ihrer Analyse nachvollziehbar nicht gehen.

Auf diesem Ansatz baut der zweite Beitrag „Sprichst Du Coronisch? Zum Einfluss der Coronapandemie auf die Deutsche und die Bulgarische Sprache“ von M. Ivanova, Hll.-Kyryll-und-Method-Universität Veliko Tarnovo, auf. Hier werden, sehr gründlich recherchiert und sehr detailliert, Begriffspaare in beiden Sprachen gegenübergestellt, wobei aus deutscher Sicht anzumerken ist, dass manche der zitierten Begriffe zwar belegt, aber kaum gebräuchlich sind bzw. waren. Wissenschaftlich bedeutsamer sind ihre Definitionen der Funktionen lexikalischer Einheiten: referentiell, appellativ, expressiv vs. phatisch.

Etwas abgesetzt findet sich der Beitrag von L. Ivanova, Hll.-Kyryll-und-Method-Universität Veliko Tarnovo „Die Herausforderung Reisen und Vertexten – Eine Wende und ihre Probleme“, der sehr anspruchsvoll ist, weil er, teilweise in historisierender Perspektive, deutsche und bulgarische Landschafts- und Reiseeindrücke einander gegenüberstellt, die intendieren, mit Sprache ein „Kino im Kopf heraufzubeschwören“. Die Schwierigkeit, Zielgruppen mit extrem unterschiedlichem Hintergrundwissen gleichermaßen effektiv anzusprechen, ist im Tourismus- (wie übrigens auch im Museums-) Bereich ein wohlbekanntes Phänomen.

In der dritten Sektion „Methodik und Didaktik“ widmet sich zunächst A. Preitschopf, Alpen-Adria-Universität Klagenfurt, dem Problem „Wendepunkt online-Erinnerung? Neue Formen digitaler Geschichtsvermittlung im Bereich der *Holocaust Education*“. In diesem logisch sehr gut strukturierten Beitrag werden unter anderem trans- und internationale „Lern-Apps“ wie die Website „iWitness“ präsentiert, die digitale Zeitzeugen bewahren und für Lern- und Erziehungsprojekte nutzbar machen, um für Menschenrechte und Demokratiebewusstsein zu sensibilisieren. Das ist definitiv wertvoll; wenn allerdings einseitig auf die Behandlung russischer Kriegsgefangener der deutschen Wehrmacht im 2. Weltkrieg fokussiert und die Behandlung der Deutschen durch die Russen ausgeblendet wird, kann der Autorin eine gewisse Einseitigkeit nicht abgesprochen werden. In der weiteren Debatte übt die Autorin selbst Kritik an der Plattform *eva.stories*, kommt aber gleichwohl zu dem Schluss, dass die Plattform im Unterricht eingesetzt werden könne, wobei sie den Schülern eine Eigenständigkeit des Denkens zubilligt, die der Rezensent aus eigener Erfahrung nicht grundsätzlich bestätigen kann.

In dem zweiten Beitrag dieser Sektion „Fach- und Berufssprachliche Kompetenzen in der Wirtschaftssprache Deutsch“ fokussiert S. Vasileva, Universität für nationale und Weltwirtschaft Sofia, auf die mehr formalen Aspekte wie Kommunikation und Argumentation in der Fachübersetzerausbildung im Rahmen des ak-

tualisierten „Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmens“ (GeR / CEFR). Sie kommt zu dem Schluss (der nicht unbedingt Neuigkeitswert besitzt), dass die Aneignung der im GeR geforderten kommunikativen Kompetenzen durch die Studierenden am sinnvollsten durch praxisnahe problemorientierte Aufgaben erreicht wird. Wenn allerdings davon ausgegangen wird, dass mittels der dem lebendigen Sprachgebrauch zugrundeliegenden Interaktion Bedeutungen gemeinsam konstruiert werden, wird die Sache heikel. Jedenfalls ein methodisch wertvoller und bedenkenswerter Beitrag.

L. Stefanova, Neue Bulgarische Universität Sofia, thematisiert „Deutschlehrendeausbildung in Lockdownzeiten“ und konzentriert sich auf die Problematik der Unterrichtsbeobachtung als einem zentralen Ausbildungsverfahren. Eingehend widmet sie sich den Herausforderungen, die (konkret im Jahr 2020) durch den abrupten Übergang zum online-Unterricht („virtuelles Klassenzimmer“) nicht nur auf Kinder und Lehrer zukamen, sondern auch auf Lehramtsstudierende; hier geht es um Anpassung der Beobachtungsschwerpunkte, Weiterentwicklung von Beobachtungsbögen, Einsatz neuer Erschließungsverfahren u.v.m. Hierbei handelt es sich um wichtige Details, die in der öffentlichen Debatte viel zu wenig berücksichtigt werden.

R. Kileva-Stamenova, St.-Kliment-Ohridski-Universität Sofia, greift dann „Aspekte der Fachübersetzerausbildung im Zeitalter der Translationstechnologien“ auf. Dies ist ein bemerkenswert breitgefächertes Beitrag, der zunächst die normativen Grundlagen darstellt, so die ISO-Norm 17100: 2015, die Anforderungen an Kernprozesse, chronologische Abfolge von Teilprozessen, übersetzerische, Recherche- und kulturelle Kompetenzen etc. für Übersetzungsdienstleistungen definiert, die ISO-Norm 18587: 2017 für die Durchführung von Post-Editings, schließlich die übergeordnete ISO-Norm 9001: 2015, die auf die Kontext-Relevanz verweist. Eine tiefgehende Analyse des Beitrags offenbart, dass die Autorin – was als Kompliment verstanden werden soll – erheblich zwischen Euphorie und Kritik im Hinblick auf maschinelle Übersetzungssysteme schwankt. Aus einer leicht übertrieben positiven Bewertung von eTranslation, dem Portal der EU-Kommission, und der Literatur leitet sie ab, dass Übersetzer in Zukunft zunehmend weniger Zieltexte neu produzieren müssten, dass der generative Aspekt kognitiver Prozesse zugunsten selektierender Aspekte zurücktreten würde, und postuliert, dass diese Ansätze in die Studierendenausbildung einzubeziehen seien. Schließlich scheint sie aber doch einer kritischen Sichtweise einigen Kredit zu geben, wenn sie fordert, dass die Heranführung der Studierenden an einen kritischen Umgang mit maschinell assistierten Übersetzungssystemen sehr wichtig sei. Der Rezensent ist geneigt, die Autorin, die den neuen in Deutschland populären „running gag“ nicht kennen muss, zu „trösten“: Solange eine vergleichsweise hochtrainierte KI (weit oberhalb des Niveaus von Google translate!) aus dem „Surgeon General“ (das entspricht in der US-Army dem Inspekteur des Sanitätswesens der Bundeswehr) mit „Chirurg-

gengeneral“ übersetzt, braucht sie sich über die Zukunft des Berufs des Fachübersetzers einstweilen keine Sorgen zu machen.

Im letzten Beitrag dieser Sektion „Der online-Fremdsprachenunterricht – ein Erfahrungsbericht“ befassen sich M. Grozeva und A. Lambova, Neue Bulgarische Universität Sofia, eher praktisch orientiert mit Entwicklungen und Details des Unterrichts im sog. Lockdown. Die Entwicklung von Assoziogrammen ist eine recht neue Dimension, der Einsatz von Videos, Umfragen und das kollaborative Schreiben sind eher klassische Instrumente. Wertvoll erscheint dem Rezensenten das Eingehen der Autorinnen auf psychologische Probleme der Betroffenen.

Im letzten Beitrag, der Sektion „Philosophie“ zugeordnet, thematisiert A. Chetkowski, St.-Kyryll-und-Method-Universität Veliko Tarnovo, „Eine Perspektive auf die Wissenschaftsgeschichte: Diltheys Unterscheidung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften“. Hieraus eine Grundlegung der Germanistik als Geisteswissenschaft abzuleiten, wie im Vorwort insinuiert, scheint aus Sicht des Rezensenten, der sich als Kantianer versteht, eher mutig. Man muss auch nicht Charles Percy Snow bemühen, um die – heute obsolete – kulturelle Grenze zwischen Natur- und Geisteswissenschaften darzustellen: Diese dürfte mit Werner Heisenberg, Paul Feyerabend und anderen, nicht zuletzt und besonders Hans Albert, im literarischen Kontext auch Adolf Muschg, überwunden sein. Der Dilthey'sche Ansatz wird korrekt gewürdigt, die Abgrenzung zur KdrV von Immanuel Kant hinkt allerdings, eine Reduktion der Kant'schen Erkenntnistheorie auf „Die Dinge richten sich nach dem Begriff“ ist zu selektiv, und auch eine Erörterung der Begrifflichkeit erkenntniskonstitutiver Handlungen wird vermisst.

Die hier monierten Einzelheiten zeigen indes eines: Wenn Polemiken auf einem derartigen Niveau möglich sind, spricht das für die Qualität der Beiträge, und es kann kein schöneres Kompliment geben, als wenn der Rezensent für sich aus der Lektüre resümiert: „Ich wäre gern dabei gewesen!“ Aus übergeordnet metaphysischer Perspektive könnte man sogar geneigt sein, aus den Aufsätzen einen Beitrag zu „Orientierung und Harmonie in den Natur- und Kulturwissenschaften“ zu destillieren – vielleicht eine Anregung für eine folgende Tagung. Dem Band mit allen darin versammelten Aufsätzen ist jedenfalls eine weite Verbreitung und Diskussion – auch jenseits der an dieser Stelle vorgetragenen Ansätze – im deutschsprachigen Raum zu wünschen.

Проф. емер. д-р хабил. Николаус Кюн-Фелтен
Университет Дюсселдорф

Prof. emer. Dr. habil. Nikolaus Kühn-Velten
Universität Düsseldorf